Nummer 56 Mittwoch, 7. März 1923

Berliner Familien-Zeitung

Die Geißel der Fünfhundert

Roman von Victor Helling

[21. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Nicht lange genug, um mich vergleichenden Studien dieser Art hinzugeben," sagte Gaston schlau lächelnd. Und er log nicht einmal, als er hinzusetzte: „Ich liebe die sommerreifen Frauen."

Madame Grenier lächelte selbstgefällig und nannte ihn einen Schmeichler, ihn, der — nur aus Diplomatie — ihr Seladon war.

Louis Grenier sah wohl noch angegriffen aus, aber seine Augen unter den dunklen, buschigen Brauen hatten wieder das ihnen eigentümliche lebhafte Funkeln. Er sagte. „Zu Tisch!"

Sie saßen in dem übervollen Speisesaale des fashionablen Fremdenhofes, vor dessen riesigen Fenstern das Meer der Azurküste blaute. Jeder Tisch war um diese Stunde besetzt. Die meisten Gäste aßen hastig, um sich dann schnell auf den Weg nach Monte Carlo zu machen. Vielen sah man es förmlich an, wie eilig sie es hatten, ihr Geld zu verlieren; denn die Chancen in Monsieur Blancs Spielerparadies waren ja nun einmal ungleich. Die Bank hatte sie für sich. Wo ein Tisch leer wurde, besetzten ihn schnell andere, Ausländer zum großen Teil. Old England und Amerika beherrschten mit ihrem Idiom das Haus.

„Es sind auch wieder Deutsche da," sagte Louis Grenier. Er hatte eben seinen Namen hinter sich nennen hören. In irgend einer Verbindung, die er nicht verstand, da er zu wenig Deutsch konnte. Er merkte aber gleich, daß sein Name nur zufällig gefallen war, und daß ihn die beiden Herren, die am Nebentisch speisten, unmöglich kennen konnten. Sie nahmen auch keine Notiz von ihm. Sie redeten weiter.

Grenier gab dem Privatsekretär einen Wink. Rodin begriff sofort. Er sprach perfekt Deutsch.

Als die beiden Deutschen ihre Rechnung beglichen, erhob er sich und sprach mit dem Manager. Er kehrte befriedigt zurück.

„Nichts von Belang. Es sind zwei Berliner: ein Bankier Dahlweit und ein Porträtmaler, ein Professor Louis Mancker."

„Was hatten die meinen Namen zu nennen?" knurrte Louis Grenier.

„Die Lösung des Rätsels ist sehr einfach," sagte Rodin. „Sie unterhielten sich von den Millionendieben . . . von Lion Carnari."

„Ah! Was hörten Sie?"

„Der Mann mit dem wallenden Vollbart, der der Maler zu sein schien, äußerte, daß er die Carnari-Leute sozusagen auf der Landkarte verfolge und im voraus darauf tippe, wo sie das nächste Mal ihre trappanten Doppeleinbrüche verüben würden."

„Ein Spieler", brummte Grenier wie vorher. „Die wollen immer wissen, wo die Kugel einschlägt."

„Er nannte sie Einbrecher großen Stils, die ihn fesselten, weil sie angeblich einem idealen Phantom nachjagten. Der Bankier widersprach, aber der Mann mit dem Barte blieb dabei."

„Was sagte er?"

Gaston Rodin wiederholte nicht wörtlich, was er gehört hatte. Der Fremde hatte seinem Landsmann klar gemacht, daß diese Räuber nur den „reichen Blutsaugern" zu Leibe rückten. Rodin sagte, was er ähnlich jüngst in der Zeitung gelesen hatte: „Der Mann meinte, Leute, die sich anmaßten, die Tische der Wechsler und die Bänke der Taubenkrämer umzustoßen, habe es zu Zeiten immer gegeben . . ."

„Narren!" Louis Grenier trank sein Glas Bichy aus. Er ließ es offen, ob er die Einbrecher oder die beiden Deutschen damit meinte. „Was noch? Was weiter?"

„Der Maler äußerte sich, daß die Welt solche Leute kreuzige, weil sie derartige Fanatiker und ihre angeblichen Ideale nicht anerkennen könne, sondern jeden Gesetzesverächter unschädlich machen müsse. Kämen die Carnari-Leute nach Deutschland, so werde das schleunigst geschehen."

„Anmaßend! Die Boches können doch nie aus ihrer Haut heraus! Noch bis aufs Hemd ausgezogen — sie bleiben frech."

„Das war alles, was ich hören konnte", schloß Rodin. Der Manager gab mir die Personalien."

„Gut. Sie sehen, man spricht überall von den Canaillen. Mag der Mann mit der Landkarte recht behalten. Mögen die Kerle in Deutschland auftauchen. Mögen sie Monsieur Krupp und Thyssen das Dach überm Kopfe anzünden, mögen sie ganz Deutschland plündern — Louis Grenier war nun einmal ein freundlicher Mann! — nur nach Frankreich soll die Bande nicht hereinkommen! Das ist es, was niemals sein darf. Und deswegen will ich sie zertreten!"

„Rege dich nicht auf!" mahnte Madame Grenier.

„Wer regt sich auf? Niemand regt sich auf", gab er zur Antwort, während er sich wütend mit einem Zahnstocher das Gebiß bearbeitete.

Achtes Kapitel

Das Diadem der siebenundachtzig Steine.

Bankier Dahlweit fuhr in einem der langgestreckten, durchgehenden Wagen des Nordküstenpreßzuges von seinem Aufenthalt an der Côte d'Azur nach Berlin zurück. Er hatte es sich in seinem Abteil bequem gemacht, die Hornbrille aufgesetzt und ein Buch aufgeschlagen.

Es war mollig warm im Coupé, während draußen — der Zug fuhr durch den bayerischen Allgäu — die winterlichen Stürme wehten. Es war wüst und rauschig. Einzelne Flocken schauerten durch die Luft und zerflossen im Nu, wenn sie sich an die großen Fensterscheiben des Wagens verirrten.

Bankier Dahlweit dachte eben: Vielleicht bleibe ich bis München allein; ich wüßte nicht, was mir angenehmer wäre — da ging noch einmal, von kräftigem Ruck gezogen, die nach dem Seitengang führende Schiebetür auf, und prustend schob sich ein großer, sehr wohlbeleibter Mann herein — in lodengrünem Seppelkostüm, wasgesucht vom Gamsbart am grünen Hut bis zu den unverschämt vielen Hirschgranteln an der dicken Uhrkette . . . einer, dem jeder auf Kilometer schon am roten, dicken, gesunden Gesicht den unwüchsigen Bayern ansehen mußte.

Schnaufend verstaute er den Rucksack im Netz, eilte dann noch einmal ans Fenster, das er mit kräftigem Rütteln aufbrachte und rief: „Schnell! Noch a Zeitung! — Geb'n S' her! Machen S' g'schwind!"

Kaum hatte er dem Zeitungsmann einen Fünfzigmarkschein in die Hand gedrückt, setzte sich der Zug schon in Bewegung. Der Dicke ließ sich auf dem Eckplatz, dem Berliner gegenüber, in die Polster fallen.

Er hatte noch nicht lange in seiner bayerischen Zeitung herumstudiert, als er einen Pfiff ausstieß und ausrief: „Sakra, da son s' also richtig wieder aufg'taucht, die Maleffizbanditen! Net zu sagen! Net zu sagen!"

Dahlweit sah fragend von seinem Buch auf.

„In Berlin natürli!" fuhr der Bayer fort. „An Monat haben's fei Ruah geb'n. Nu sein's also richtig in Preußisch-Berlin! Gel, was sagen's denn Sie zu der G'schicht', Herr Nachbar?"

„Wozu? Zu welcher Geschichte?"

„Do hier! Lesen S' doch! Mit an regulären Raubmord haben s' ihr G'schäft wieder aufg'nommen. In Berlin . . . die Carnari doch! Die großmächtigste Verbrecherg'sellschaft, die wo bisher keiner hat aufspür'n könn'! Die, wo den schwerreichsten Industrieseiten in aller Herren Länder Rache zug'schworn haben. Ja, jetzt, wo sind S' denn g'wesen, wenn S' net von die Maleffikanten scho' g'hört haben?"

Bankier Dahlweit hatte das Zeitungsblatt genommen und las jetzt mit wortloser Ueberraschung, daß der Großindustrielle Paul Hortenbach das Opfer eines in seiner Villa am Tiergarten verübten großen Raubmordes geworden, daß gleichzeitig in den bekannten Hektor-Werken Hortenbachs in Moabit ein Zwölfmillioneneinbruch verübt sei — und daß alle Umstände darauf deuteten daß man es in den Tätern mit jener internationalen Räuberbande zu tun habe, die vor Monaten prominente Persönlichkeiten in Italien und der Schweiz in maßlosem Schrecken gehalten habe — mit den Einbrechern, deren Haupt der geheimnisvolle Lion Carnari sei und die nicht mit Unrecht als „Geißel der Fünfhundert" bezeichnet worden seien.

Bankier Dahlweits Gesicht hatte längst einen erschrockenen Ausdruck angenommen. „Hortenbach! Der alte Hortenbach, den ich kenne!" stieß er hervor. „Sehr gut kenne ich ihn. Entsetzlich ist das . . . ganz entsetzlich!"

„Kann niemand net in Abrede stell'n", nickte der Bayer, der sich inzwischen von seiner ersten Aufregung erholt hatte. Er zündete sich seine Shagpfeife an. „Also sein S' selbst aus Berlin?"

„Gewiß —"

„Net zu sagen! Ja — in Berlin! Und derweil haben s' aa wiederum keinen. Dös is bezeichnend für den Fall. Die Banditen haben eh' g'wußt, warum s' net in Bayern a Gastrollen g'geben haben. Dahier is die Polizei auf'm Quivive. Dahier können S' net so a Stückel fabrizier'n. Aber in Berlin — o mei — a schön's Platzel, was sich da ausg'lacht haben!"

„Unerhört!" polterte Bankier Dahlweit los. Er zab die Zeitung zurück. Mit dem unangenehmen bajuwarischen Partikularisten wollte er kein Wort mehr wechseln. Er stand auch, noch ganz erregt von dem, was er eben gelesen, auf und trat in den Seitengang. Von hier arbeitete er sich nach dem Speisewagen vor.

Hier stieß er auf engere Landsleute, die er nicht kannte, aber mit denen er sofort ins Gespräch kam. Alle hatten sie die Zeitungsnachricht gelesen — die gleiche, wie er. Aber diese Nachricht, auf telephonischer Uebermittelung fußend, war zu kurz gehalten, um Einzelheiten zu verraten. Man mußte sich zunächst mit der nackten Tatsache begnügen, daß ein beispielloser frecher Raub geschehen war, dem der bekannte Paul Hortenbach inmitten seines Besitztums zum Opfer gefallen war, und daß die Begleitumstände dieser Tat, die weit über Deutschland hinaus erregt verrommen werden mußte, auf die schon fast mit Legendenumranktung versehenen Lion-Carnari-Leute deuteten.

Dieser Zusatz war sicherlich keiner willkürlichen Kombination entsprungen. Dahlheim wußte, daß man mit derartigen Vermutungen gerade in Berlin geizte und das Kind nicht eher beim rechten Namen nannte, bis man seiner Sache sicher war. Die prägnante Fassung dieser Unglücksmeldung mußte ihren guten Grund haben; vielleicht keinen anderen als den, daß die Untersuchung noch im Flusse war.

Dahlheim brauchte nicht in seiner Erinnerung zu suchen, wo und wann er vor seiner Reise nach dem Süden zuletzt dem alten Hortenbach begegnet war. Es war auf einem Gartenfest gewesen, daß der Staatsanwalt v. Hatzdorf, der Schwiegersohn Hortenbachs, in seinem schloßähnlichen Hause, das gleichfalls Hortenbachscher Besitz war, veranstaltet hatte. Oder vielmehr in dem Park, dessen sich kein Berliner Palais zu schämen brauchte. Die Villa, in der der alte Paul Hortenbach, der eigentliche Mehrer des Reichtums, der sich an seinen Namen knüpfte, die letzten Jahre als weltentsamer Sonderling wohnte, lag auf der anderen Seite des Tiergartens, näher an die Hektor-Werke herangerückt, die schon zu Moabiter Flur gehörten.

Auf diesem heiteren Feste, das „ganz Berlin" sah, hatte sich der Alte eine Stunde lang gezeigt. Er durfte sich nicht viel zumuten; er hatte schon einen Schlaganfall hinter sich.

Und es war vielleicht auch zu viel gesagt, von einem heiteren Feste zu sprechen. Bei Staatsanwalt v. Hatzdorf ging es reichlich steif zu. Das lag an ihm, den noch niemand hatte lachen sehen. Und er hatte es dazu gehabt. Er war nicht nur einer der meistgenannten, vom ehemaligen Kaiser besonders ausgezeichneten Staatsanwälte, dem er durch seine Unerbittlichkeit und Schneidigkeit angenehm aufgefallen sein mußte — sondern auch der Glückspilz, der durch seine Heirat mit Frau Manfueta, der Stieftochter Hortenbachs, in absehbarer Zeit der Erbe des ganzen Schwiegervätterlichen Reichtums werden mußte.

Man munkelte allerdings, die Ehe sei keine harmonische. Sie mochte zehn Jahre bestehen und war kinderlos geblieben. Dieser Umstand hatte wahrscheinlich dem Gerede Nahrung gegeben. Frau v. Hatzdorf galt allgemein für eine wunderbar schöne Frau.

Unerklärlich blieb das Verfagen der Dienerschaft. Soviel Bankier Dahlheim wußte, hatte der alte Hortenbach stets einen Pfleger um sich. Aber, wie gesagt, hier mußten ja ganz eigenartige Umstände mitsprechen, und bevor man durch die Zeitung nicht Näheres erfuhr, war jedes Grübeln müßig.

In München war Dahlheims erster Gang nach dem Zeitungskarren. Er ließ sich die letzten Berliner und die neuesten Münchener Tagesblätter einhändigen. Noch ehe er sie unter dem Arm hatte, sah er, daß sie alle schon auf der ersten Seite — über dem sogenannten Schnelldienst — in hervorragendem Druck von den aufsehenerregenden Geschehnissen zu erzählen wußten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ernte des Meeres

Der König der deutschen Buchten / Fang mit der Ringwade / Suche mit der Lotleine / Die Hetzjagd auf den Heringsschwarm

An dem sonst so ruhigen Hafen des stillen holsteinischen Städtchens Eckernförde herrscht emsiges Leben. Von weit und breit sind die Ringwadenfischer zusammengekommen, um den König Hering zu erjagen.

Die Ringwade ist ein technisch vervollkommnetes, aber wegen seines gewaltigen Fangvermögens von vielen Seiten heftig bekämpftes Fanggerät. Eine engmaschige Netzwand, so hoch wie das Wasser tief ist in der Eckernförder Bucht, also etwa 20 bis 25 Meter, oben mit Korkschwimmern, unten mit Senkbleien versehen, so daß die Netzwand senkrecht im Wasser steht, wird um den Heringsschwarm ringförmig herum aufgestellt. Dann wird diese ringförmige Netzwand, die also zunächst die Form eines oben und unten offenen Zylinders besitzt, vermittels eines Drahttaues, welches durch Ringe an der Unterkante des Netzes läuft, unten zusammengeschnürt, so daß ein unten geschlossener trichterförmiger Beutel gebildet wird, durch welchen die Fische von allen Seiten eingeschlossen sind. Allmählich wird nun dieser Netzbeutel an Bord geholt und aus dem letzten kleinen Netzsack werden die Heringe mit einem Ketscher herausgenommen.

Es ist 7 Uhr morgens. Dunkelheit und Nebel lagern über der See; da beginnt das geschäftige Treiben am Hafen. Ueber 50 große Ringwadenmotorkutter gehen in See.

Zunächst muß eine Reise von zirka fünf Seemeilen, gut eine deutsche Meile, zurückgelegt werden bis zum Fangplatz. Dort ist eine Linie festgesetzt, innerhalb welcher die Ringwadenfischerei verboten ist, um auch den Fischern, die mit den kleinen Zug- und Stellnetzen arbeiten, die Erwerbsmöglichkeit zu erhalten.

Mittlerweile ist es 8 Uhr geworden, der Tag bricht an, die Arbeit kann beginnen. Ein langgezogenes Signal mit einem Nebelhorn zeigt diesen Zeitpunkt an. Zunächst gilt es nun, die Heringsschwärme zu finden, bevor das Netz ausgesetzt werden kann. Die Heringe werden angelotet: Jeder Ringwadenkutter führt ein kleines Beiboot mit sich, in welches zwei Mann hineinsteigen; der eine rudert, der andere lotet. Ein Bleigewicht an einem dünnen Draht wird in das Wasser gelassen, bis es dicht über dem Boden hängt. Wenn das Boot nun vorwärts gerudert wird, dann fühlt der lotende Fischer, sobald das Lot oder der Draht durch einen Heringsschwarm hindurchgeführt wird, und die Fische gegen den Draht stoßen, ein leichtes Klopfen und Stoßen. Dieses sagt ihm, daß ein Heringsschwarm unter ihm steht. Sogar die Dichte und Masse des Schwarmes vermag der geübte Lotet aus diesen Zeichen ziemlich genau zu ersehen. Ein kurzer Ruf zu dem ihm dicht folgenden Kutter, und sofort wird der Netzring um das Lotboot herum ausgefahren und somit der angelotete Schwarm eingeschlossen.

Die ganze Breite der Eckernförder Bucht ist von suchenden Lotbooten und den ihnen folgenden Ringwadenkuttern bedeckt. Eine imposante Flotte, der sich noch eine gleiche oder doppelt so große Anzahl von Transportkuttern, die die Fänge an Land zu bringen haben, anschließt. Alles ist voller Erwartung. Wo wird man zuerst die Heringe spüren? Gestern standen sie am Nordufer der Bucht. Hier sind denn auch die meisten Fahrzeuge versammelt. Aber nichts wird gefunden, kein Boot spürt Heringe. Gestern waren sie in unendlicher Menge vorhanden, heute sind sie verschwunden. Alles Suchen scheint vergeblich.

Da plötzlich gewaltige Unruhe. Die bisher langsam und leise arbeitenden Motoren knallen in höchster Kraftanstrengung, mit kaum glaublicher Geschwindigkeit sind die kleinen Suchboote in Schlepp genommen. Alles jagt mit größter Eile auf einen bestimmten Punkt los. Wie eine wildgewordene Herde stürzt alles zu der Gegend, wo ein Lotboot einen Schwarm gefunden zu haben glaubt und ein Kutter seine Ringwade aussetzt. Dort müssen also die Heringsschwärme gefunden sein. Wer am schnellsten hinkommt und den stärksten Motor besitzt, hat die beste Aussicht, von dem gefundenen Schwarm noch einen Teil für sich zu erbeuten. Ueberall haben nun die Lotet die Heringsschwärme gefunden. Ueberall sieht man die großen Kreise der Schwimmkorken von den Ringwaden auf der Wasseroberfläche neben den Ringwadenkuttern treiben. Die Besatzung der Lotboote ist mit zur Arbeit an Bord der Kutter gegangen. So schnell als möglich wird die ausgesetzte Ringwade unten zusammengeschnürt und dann an Deck geholt, was bei einer Länge des Netzes von zirka 300 Meter und einer Höhe von 20 bis 25 Meter und bei den stark schlingernden Fahrzeugen keine leichte und einfache Arbeit ist, besonders bei unruhiger See. See.

Aber der Zug hat sich gelohnt. In dem mehr und mehr verkleinerten Ring des Netzes beginnt es zu kribbeln und wimmeln und silbern zu glänzen. Die langstieligen Ketscher werden in Gebrauch genommen, um die Heringe aus der Ringwade herauszuschöpfen. So geht es in eifrigster Tätigkeit weiter bis in den späten Nachmittag hinein. Erst mit Beginn der Dunkelheit gehen die letzten Ringwadenkutter bis zum äußersten Rand mit Heringen beladen in den Hafen zurück. Während der Nacht darf die Ringwadenfischerei nicht betrieben werden.

Inzwischen ist man an Land nicht untätig gewesen. Gewaltige Stapel von leeren Fischkästen sind am Bollwerk aufgetürmt. Transportwagen und Eisenbahnwaggons stehen in großer Zahl bereit. Wagen zum Abwiegen der Fänge sind aufgestellt, Körbe zum Heraustragen der Fische aus den Booten liegen in Haufen parat. Alles ist zum Empfang der Fische vorbereitet, denn schon ist die Kunde von gewaltigen Fängen nach Eckernförde gelangt. Gleich nach Mittag kommen die ersten schwerbeladenen Transportboote binnen; sofort wird mit dem Löschen begonnen. Mit den Seestiefeln bis zu den Knien in Heringen watend, überdeckt mit silberglänzenden Schuppen schaufeln die Fischer ihren Fang in die Körbe. Die Körbe werden gewogen und die Heringe in Kisten geschüttet. Sobald einige Stapel der Kisten gefüllt sind, beginnt schon die Versteigerung. Der größte Teil geht an Eckernförder Betriebe, Räuchereien und Marinieranstalten, der Rest wird in die bereitstehenden Eisenbahnwagen verladen, leicht mit Salz bestreut und in die umliegenden Städte versandt. Weite Transporte kann diese leicht verderbliche und nur wenig konservierte Ware noch nicht vertragen. Die Hauptsache bei dem ganzen Geschäft ist Schnelligkeit, damit die Fische so rasch wie möglich zur Verarbeitung gelangen.

Halb Eckernförde ist auf diese Ringwadenfischerei eingestellt. Nicht nur die eigentlichen Fischereibetriebe, sondern auch viele Kaufleute, Gastwirtschaften und Handwerker profitieren vom „König Hering". Alles ißt Heringe, sogar die Hunde, welche am Bollwerk sich umhertreiben nehmen von Zeit zu Zeit einen frischen Hering zu sich. Selbst die Pferde vor den Fischtransportwagen fressen mit großem Behagen den König der Fische, den Hering. Im vorigen Jahre ging diese Fischerei, nachdem das Eis in der Bucht geschmolzen war, bis in den April und Mai hinein. Vor zwei Jahren wurden vor Travemünde die großen Heringsfänge gemacht und plötzlich ist der Hering wieder verschwunden. Jeden Tag kann dieses Ereignis eintreten, besonders dann, wenn stürmische Witterung den Fang einige Tage verhindert, kann es vorkommen, daß nachher kein Hering mehr zu fischen ist. Ueber die Gründe des Auftretens dieser Heringsschwärme und ihres Verschwindens sind sich die Gelehrten noch nicht einig. Doch ist zu hoffen, daß die Wissenschaft auch dieses Rätsel bald lösen wird.

E.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Retter-Berlin-Reukölln; für Geschäftsleben und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppner-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräßheim-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.